

Lothar Böhnisch | Heide Funk

Soziologie – Eine Einführung für die Soziale Arbeit

BELTZ JUVENTA

Lothar Böhnisch | Heide Funk
Soziologie – Eine Einführung für die Soziale Arbeit

Studienmodule Soziale Arbeit

Herausgegeben von

Heinz-Jürgen Dahme | Ronald Lutz | Ria Puhl |
Regina Rätz | Wolfgang Schröer | Titus Simon |
Mechthild Wolff

Die Reihe „Studienmodule Soziale Arbeit“ präsentiert Grundlagentexte und bietet eine Einführung in basale Themen der Sozialen Arbeit. Sie orientiert sich sowohl konzeptionell als auch in Inhalt und Aufbau der Einzelbände hochschulübergreifend an den jeweiligen Studienmodulen.

Lothar Böhnisch | Heide Funk

Soziologie – Eine Einführung für die Soziale Arbeit

BELTZ JUVENTA

Der Autor / die Autorin

Lothar Böhnisch, Dr. rer. soc. habil., bis 2009 Professor für Sozialpädagogik und Sozialisation der Lebensalter an der Technischen Universität Dresden, lehrt Soziologie an der Freien Universität Bozen/Bolzano.

Heide Funk, Dr. rer. soc., war bis 2010 Professorin für Soziologie und Geschichte der Sozialen Arbeit im Fachbereich Soziale Arbeit an der Hochschule Mittweida.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2013 Beltz Juventa · Weinheim und Basel

www.beltz.de · www.juventa.de

Druck und Bindung: Beltz Druckpartner GmbH & Co. KG, Hemsbach

Printed in Germany

ISBN 978-3-7799-5048-6

Inhalt

Kapitel 1	
Zum Verhältnis von Soziologie und Sozialer Arbeit	9
Kapitel 2	
Soziologie als kritische Disziplin	13
2.1 Kritische Theorie(n)	14
2.2 Historisch-soziologische Ansätze	18
2.3 Das Ethnomethodologische Paradigma	19
2.4 Geschlechtertheorie als Kritik	23
Kapitel 3	
Dimensionen der Gesellschaftsstruktur	29
3.1 Macht	29
3.2 Gewalt und strukturelle Gewalt	33
3.3 Der soziale Konflikt	36
3.4 Soziale Ungleichheit	38
3.5 Sozialstruktur	44
Kapitel 4	
Soziologie der Zeit und der gesellschaftlichen Räume	47
4.1 Zeit als soziale Konstruktion	47
4.2 Moderne und Postmoderne	50
4.3 Entgrenzung	52
4.4 Globalisierung	53
4.5 Transnationalität	57
Kapitel 5	
Individuum und Gesellschaft	59
5.1 Soziale Institutionen	59
5.2 Struktur und Handeln	60
5.3 Sozialisation und Bewältigung	64
5.4 Habitus	71
5.5 System – Lebenswelt, Systemintegration – Sozialintegration	73
5.6 Geschlechterverhältnisse und geschlechtshierarchische Arbeitsteilung	77
5.7 Individualisierung	81

Kapitel 6	
Soziologie des Sozialstaats	83
6.1 Die Entwicklung des Sozialstaats	84
6.2 Lebenslage	87
6.3 Bewältigungslage	89
Kapitel 7	
Soziologie Sozialer Probleme	91
7.1 Abweichendes Verhalten – Devianz – soziale Kontrolle	93
7.2 Armut	96
7.3 Arbeitslosigkeit	100
7.4 Wohnungslosigkeit	103
7.5 Gewalt im sozialen Nahraum – Gewalt im Geschlechterverhältnis	106
7.6 Migration und Integration	109
Kapitel 8	
Hilfe als soziale Konstruktion	113
8.1 Hilfe als gesellschaftliche Figur – das Integrationsparadigma	113
8.2 Hilfe als soziale Kontrolle	116
8.3 Die Hilfebeziehung als soziale Interaktion – symbolischer Interaktionismus, kritische Rollentheorie und Etikettierungsansatz	118
8.4 Die Hilfebeziehung als Geschlechterverhältnis	125
8.5 Soziale Hilfe als professionelle Tätigkeit	128
Kapitel 9	
Systemische Umwelt und Organisationsstrukturen	132
9.1 Der systemtheoretische Zugang	132
9.2 Der organisationssoziologische Zugang	135
Kapitel 10	
Das soziale Umfeld der Hilfen	139
10.1 Gruppensoziologische Bezüge	139
10.2 Soziologie des Raumes	142
10.3 Stadt, Region und Regionalität	144
10.4 Soziale Netzwerke	148
Kapitel 11	
Der soziologische Zugang zum Subjekt – Lebenslauf, Biografie, Lebensführung	152

Kapitel 12	
Soziologie der Lebensalter	159
12.1 Kindheit als Lebenslage	161
12.2 Entgrenzung der Jugend	164
12.3 Erwachsenenalter im Wandel	171
12.4 Strukturwandel des Alters	174
12.5 Soziologie der Übergänge	180
12.6 Generation	183
 Kapitel 13	
Lebensbereiche: Familie, Erwerbsarbeit, Gesundheit, Bildung, Konsum, Medien	186
13.1 Zur Soziologie der Familie	187
13.2 Arbeitssoziologische Zugänge	195
13.3 Gesundheitssoziologische Zugänge	202
13.4 Bildungssoziologische Bezüge	207
13.5 Konsumsoziologische Zugänge	211
13.6 Mediensoziologische Zugänge	214
 Kapitel 14	
Soziologie der Bürgergesellschaft	221
14.1 Die Zivilgesellschaft	221
14.2 Zur Soziologie sozialer Bewegungen	224
 Kapitel 15	
Soziologie der kollektiven Werte	229
15.1 Soziale Gerechtigkeit	229
15.2 Soziologie der Sorge	233
15.3 Soziale Nachhaltigkeit	236
 Literatur	240

Kapitel 1

Zum Verhältnis von Soziologie und Sozialer Arbeit

Diese Einführung in die Soziologie ist für den Fachdiskurs in der Sozialen Arbeit und Sozialpädagogik geschrieben. Sie ist geleitet von einer wissenschaftlichen Haltung, nach der soziologisches Denken und Wissen dazu dienen kann, Fragestellungen an die Alltagspraxis von Sozialer Arbeit und Sozialpädagogik zu entwickeln. Soziologisch geleitete Fragestellungen und Hypothesen sind geeignet und notwendig, wenn es darum geht, die eigene Praxis gesellschaftlich zu verorten, Handlungsweisen im Interesse der KlientInnen zu erweitern und Handlungsperspektiven kritisch zu hinterfragen.

Sozialpädagogik/Sozialarbeit bewegen sich auf den ersten Blick in zwei verschiedenen Welten: Der Zugang der Sozialarbeit zur Praxis ist unmittelbar und personenbezogen. In der Soziologie geht es um die Möglichkeit der Erkenntnis wie auch um die der Beeinflussung von Strukturen, in denen die Menschen handeln, die aber unabhängig von ihnen existieren, und die erhalten bleiben, auch wenn die Menschen, die sich in ihrem Handeln daran orientieren, wechseln. Auch sozialer Wandel wird zugleich strukturell vorangetrieben und von Menschen getragen. Wenn eine soziologische Untersuchungsperspektive Soziale Einrichtungen und die Praxis der Sozialen Arbeit und Sozialpädagogik in den Blick nimmt, fragt sie nicht einfach nach Ursachen der Problemlagen und Möglichkeiten der Hilfe, sondern nach der sozialstrukturellen Einbettung ihrer Praxis – angefangen von der Definition sozialer Probleme über die strukturelle Rahmung der Praxis: Wie einzelne Personen zu KlientInnen werden, wie Probleme von der Sozialarbeit im Unterschied zu anderen Institutionen aufgenommen und bearbeitet werden und worin ihre Wirkung sichtbar werden kann. Soziologisch stellt sich hier die Frage, wie im Wandel von gesellschaftlichen Strukturen soziale Probleme freigesetzt, definiert und der Sozialarbeit neben anderen Fachdisziplinen überantwortet werden. Von der Sozialen Arbeit werden sie als Bewältigungsprobleme aufgenommen, über die dann Aufgaben der Hilfe und Unterstützung definiert werden. Sozialpädagogische Interventionen entwickeln sich also – soziologisch gesehen – als institutionelle Reaktionen auf kritische Lebenskonstellationen, wie sie Einzelnen in den modernen industriekapitalistischen Gesellschaften „strukturell“ zur Bewältigung aufgegeben sind und je biografisch erlebt werden. Erst in diesem Reflexions-Zusammenhang gewinnen soziologische Konzepte ihre Relevanz für Theorie und

Praxis der Sozialen Arbeit und können alternative Wirkungs-Dimensionen und Grenzsetzungen in den Blick kommen.

Soziologische Reflexivität bezieht sich aber nicht nur analytisch auf das Verhältnis zur Gesellschaft und die sozialstrukturelle Verortung der Praxis. Sie hat auch eine Entlastungsfunktion, insofern sie ihre Zuständigkeit für die Lösung psychosozialer Probleme relativieren kann, indem sie diese ins Verhältnis zu den gesellschaftlichen Bedingungen setzt. Gleichzeitig stellt sie eine Herausforderung für die Praxis dar, wenn sie die Sozialarbeit zwingt, über die biografischen Befindlichkeiten ihrer KlientInnen hinauszuschauen, um diese im sozialstrukturellen Kontext thematisieren und bearbeiten zu können. Daraus lassen sich – im Einzelfall – Einschränkungen im Zugang und in der Reichweite der Intervention einschätzen.

Industriekapitalistische Gesellschaften wurden in der Soziologie seit ihren Anfängen bis heute meist wie selbstverständlich mit nationalstaatlichen Gesellschaften gleichgesetzt. Im Zeitalter der Globalisierung ist diese begrenzte Definition nicht mehr haltbar. Nationalstaatliche Gesellschaften sind in einen transnationalen Sog von Entgrenzungen geraten, in deren Folge sich auch die Bedingungen der Entstehung, Wahrnehmung und Definition sozialer Probleme verändert haben. Die Sozialpädagogik/Sozialarbeit wird davon tangiert, insofern sie sich – bis in die jüngere Phase der Professionalisierung hinein – national- und sozialstaatlich verstanden und zugeordnet hat. Mit der Erosion des sozialstaatlichen Rahmens und der Auflösung/dem Umbau seiner Institutionen muss sich die Soziale Arbeit wieder neu um ihren gesellschaftlichen Bezug bemühen. Sozialpädagogik und Soziale Arbeit brauchen soziologische Reflexivität also auch dort, wo sich – über die Analyse des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft hinaus – die gesellschaftlichen Bedingungen ihres Status und ihrer Disziplin selbst verändern. Denn sie hat sich in und zusammen mit dem Sozialstaat entwickelt. Mit einer Erosion des sozialstaatlichen Rahmens ist es für praktische und theoretische Fragen von zentralem Interesse, wie sozialstaatliche Prinzipien weiter gelten können. Das heißt zu fragen, welche *historisch-gesellschaftlichen Bedingungen* hinter der Entwicklung des Sozialstaats stehen, ob und wie diese – und nicht so sehr die institutionelle Form des Sozialstaates – weiter wirken. Eine Soziologie des Sozialstaates, die hier von der Sozialpädagogik reflexiv genutzt wird, kann keine Institutionenlehre sein, sondern muss die historisch-gesellschaftlichen Hintergrundbedingungen einer sozialpolitischen Entwicklung aufschließen, in deren Verlauf der Sozialstaat zwar die (durchgesetzte) epochale Form darstellte, das grundlegende sozialpolitische Prinzip aber auch bei Erosion der sozialstaatlichen Form weiter wirkt.

Heute wird oft das, was die Soziologie als Strukturwissenschaft aufgreift, in der gesellschaftlichen Realität zunehmend ausgeblendet, gleichsam von der Struktur in die Person verlagert. Das geschieht, wenn z.B. soziale, also gesellschaftlich bedingte Konflikte in die privaten Beziehungen und die Einzelnen hinein verschoben werden. Gerade die Kategorie des So-

zialen Konflikts (vgl. 3.3) ist für die moderne Soziale Arbeit und ihre gesellschaftliche Legitimation besonders wichtig. Nur über die Veröffentlichung und Austragung sozialer Konflikte werden soziale Benachteiligungen und Belastungen sichtbar und können angemessene Hilfeformen dafür verhandelt und in neue gesellschaftliche Antworten transformiert werden. In einer zunehmend ökonomisierten Gesellschaft werden soziale Konflikte verdeckt, in einer Welt der Konkurrenz und des Mithaltens eher geleugnet. Neoliberale Diskurse und „Sachzwänge“ bestimmen das Feld und gegen eine öffentliche Diskussion solcher Konflikte stehen mediale Aufmerksamkeitsschwellen, aber auch Grenzen innerhalb des professionellen Selbstverständnisses. Also ist es wichtig, die Soziologie sozialer Konflikte aus einer entsprechend kritischen Perspektive zu befragen: Was bedeutet es, wenn soziale Konflikte auf die Ebene der Person verschoben werden? Wo brechen sie an anderer Stelle wieder auf, und wie lassen sie sich aus sozialpädagogischer Sicht gesellschaftlich thematisieren?

Vorsicht ist aber bei der Verwendung von soziologischen Konzepten geboten, die in den gegenwärtigen Gesellschaftsdiskursen en vogue sind, und die in der Sozialen Arbeit oft einfach methodisch-programmatisch übernommen werden. Oder sie werden verdinglicht, so als ließen sich daraus *unmittelbar* und ohne eine Einordnung in den dazugehörenden sozialen Kontext Anhaltspunkte für wirksame Hilfe ablesen. Es geht also im Verhältnis von Soziologie und Sozialer Arbeit vor allem auch um die methodologische Frage, *wie* sich die Sozialpädagogik/Sozialarbeit der Soziologie bedienen soll. Denn es war schon immer problematisch, in die sozialpädagogische Analyse soziologische Versatzstücke einfach einzubauen.

Soziologische Konzepte in Spannung zur Spezifik des sozialpädagogischen Zugangs zu bringen, sehen wir also als eine Kernaufgabe dieser Einführung in die Soziologie an. Inwieweit uns die Soziologie hier entgegen kommen kann, ist erst einmal ungewiss. Denn auch sie ist sich ihres Gegenstandes nicht mehr sicher. Die gesellschaftlichen Entgrenzungs- und sozialen Entbettungsprozesse seit Beginn des 21. Jahrhunderts (vgl. 4.3) haben auch den Rahmen soziologischer Theoriebildung gesprengt. Das bedeutet, dass die Sozialpädagogik/Sozialarbeit ihre eigene kritische Distanz zu soziologischen Diskursen entwickeln und ihre eigenen Fragen an die Soziologie stellen muss: Kann die Soziologie diese Entbettungsprozesse überhaupt reflektieren und darin einen – gerade für die Soziale Arbeit wichtigen – Bezug zum Alltag wieder herstellen? Wie wird das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft unter diesen neuen Bedingungen definiert? Kann die Soziologie uns zeigen, wie die damit verbundenen sozialen Prozesse unser Bild von diesem Verhältnis und damit auch unsere Vorstellungen von der „Person“ als gesellschaftlichem Subjekt verändern?

Die Notwendigkeit einer doppelten Reflexivität im Verhältnis von Sozialpädagogik und Soziologie wird am Beispiel der Soziologie sozialer Ungleichheit (vgl. 3.4) augenfällig. Neben das traditionelle Konzept der verti-

kalen sozialen Ungleichheit ist das der horizontalen Ungleichheit getreten. Es beschreibt die Wirklichkeit einer neokapitalistischen Gesellschaft, in der das Risiko, in prekäre Lebenslagen zu geraten, bis in die Mitte der Gesellschaft reicht. Angesichts solchermaßen erweiterter Problemlagen könnte man den Schluss ziehen, dass sich die Aufgaben der Sozialen Arbeit auf dieser Entwicklungslinie in der Mitte der Gesellschaft etablieren und sie selbst ihren eigenen professionellen Randstatus verlieren könnte. Dagegen zeigen sozialpsychologische Befunde, dass sich die Mittelschichten aus Angst vor sozialem Abstieg nun erst recht von sozialen Randgruppen abgrenzen (Heitmeyer 2010) und dabei auch auf Distanz zur Sozialen Arbeit gehen.

Soziologisches Wissen und soziologische Konzepte bewegen sich generell auf unterschiedlichen Ebenen und leisten hier jeweils auch Unterschiedliches. Fragen der Rahmung und Einbettung der Sozialen Arbeit bewegen sich auf einer gesellschaftlichen Ebene. Unterhalb dieser Ebene haben wir es mit soziologischen Konzepten zu tun, die Gesellschaft und Individuum miteinander vermitteln, wie z.B. Institution, Sozialisation und Lebenslauf. Schließlich versuchen wir auf der Ebene von Biografie und sozialem Verhalten das Subjekt von der soziologischen Seite her zu erfassen. In dieser Mehrdimensionalität ist auch die vorliegende Einführung aufgebaut. Um dabei den Blickwinkel der Sozialarbeit einnehmen zu können, haben wir die soziologischen Bezüge des zentralen Konzepts der sozialen Hilfe in den Mittelteil eingeordnet und dieses – in gleichsam sich erweiternden konzentrischen Kreisen – in gesellschaftliche Felder und Lebensbereiche eingebunden. Die jeweils bedeutsamen Konzepte und Sichtweisen werden für sich dargestellt und – auch wenn dies nicht durchgängig möglich ist – aufeinander bezogen.

Dabei soll immer die Mahnung mitschwingen, dass soziologische Konzepte und Aussagen in der Anwendung grundsätzlich nicht verdinglicht werden dürfen. Für die sozialarbeiterische Praxis sind sie erst einmal hypothetisch und können so nur als erste Erweiterung der Wahrnehmungs- und Handlungsperspektive für den Einzelfall gelten. Deshalb braucht es Übersetzungswege zwischen den Sichtweisen und Aussagen der Soziologie und der Welt der Sozialen Arbeit. In diesem Sinne werden wir immer wieder fragen, wie die Soziale Arbeit auf soziologische Zusammenhänge trifft, was der soziologische Zugang klären und wie dieses Wissen genutzt werden kann; welche kritischen Perspektiven in den soziologischen Konzepten enthalten sind und wie sie sich entfalten können.

Kapitel 2

Soziologie als kritische Disziplin

Grundfragen der Soziologie entstanden im Zusammenhang mit der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft in der Spannung zum Staat und – damit verbunden – der Einsicht in die Veränderbarkeit von Herrschaft in der Zeitenwende vom 18. zum 19. Jahrhundert in Westeuropa. Gesellschaftliche Zugehörigkeit und subjektive Individualität wurden als wesentliche Erfahrungsbezüge in ihrer Spannung zueinander freigesetzt und bedeutsam. Es entwickelten sich sozialwissenschaftliche Fragen zu Strategien der Beeinflussung der Individuen im Verhältnis zu gesellschaftlichen Entwicklungen, wie z.B. der Bevölkerungsentwicklung, sowie neue Vorstellungen einer systematisch – auch mit Gewalt – durchgesetzten Regulierbarkeit von Lebensverhältnissen auf der Basis staatlich organisierter Macht, aber auch Gesellschaftsentwürfe aus der Gegenwelt Sozialer Bewegungen (vgl. 14.2) heraus. Damit verschärfen sich die Konflikte um die Frage, mit welcher Legitimation und in welchem Interesse sich gesellschaftliche Entwicklungsperspektiven durchsetzen. Heute haben sich zwar die Interessen wie die Freiheiten in der Formulierung sozialer Probleme pluralisiert, soziale Konflikte sind aber eher verdeckt oder undeutlich geworden. Zugleich entstehen immer wieder blinde Flecken an der Schnittstelle gesellschaftlicher Probleme und der Verwehrung von Handlungsmöglichkeiten. Wie lässt sich unter diesen Bedingungen der Anspruch einlösen, diesen Zusammenhang aus einer kritischen Distanz heraus zu erfassen, wo wir obendrein selbst auf vielfache Weise in Gesellschaft verstrickt sind. Wir selbst – ob als WissenschaftlerInnen oder PraktikerInnen der Sozialen Arbeit – sind auch dieser gesellschaftlichen „Unübersichtlichkeit“ (Habermas 1985) ausgesetzt. Wo lassen sich hier die Konflikt- und Interessenlagen der Personen, die KlientInnen der Sozialarbeit werden, überhaupt wiederfinden? Diese Unübersichtlichkeit der gesellschaftlichen Wirklichkeit mit ihren Widersprüchen und Brüchen kann nicht mit linearen Erklärungsmodellen aufgeschlossen werden, sie muss bereits im methodologischen Zugang berücksichtigt werden können. Deshalb steht die Wahrnehmung von gesellschaftlichen Brüchen und Konflikten in der Konfrontation mit Leiden und der Erfahrung von Unrecht im Fokus der soziologischen Betrachtung und ist von *den Grundsätzen der kritischen Theorie* geleitet; sowohl in ihrem gegenwärtigen als auch in ihrem historischen Kontext, in dem sie sich spezifisch entwickeln und wandeln. Diesen auf epochale Entwicklungen gerichteten

zweiten Zugang kann man über die *historisch-soziologische Methode* gewinnen. Für die Soziale Arbeit ergeben sich dabei Fragen, wie sich die in gesellschaftlichen Entgrenzungen und Schließungen aufgeladenen Widersprüche und Konflikte in den Befindlichkeiten und Betroffenheiten der Subjekte widerspiegeln, bzw. darin vermittelt sind. Dies kann mit einem erweiterten *ethnomethodologischen Zugang* versucht werden. Schließlich sehen wir auch, dass in gesellschaftlichen Konfliktkonstellationen das Problem der anhaltenden Ungleichheit der Geschlechter eine zentrale Rolle spielt und im Alltag auch so erfahren wird. Wir brauchen deshalb immer auch einen *geschlechtsreflexiven* Zugang zur geschlechtshierarchischen Struktur der Gesellschaft und den in die Geschlechterverhältnisse eingeschlossenen Erfahrungen.

2.1 Kritische Theorie(n)

„Als Soziologie taugt kritische Theorie [...], wenn sie die soziologischen Begriffe dynamisiert und darin auch das geschichtliche Geworden-Sein dieser Begriffe erfasst: Auch wenn das Ganze, die gesellschaftliche Totalität, der Sozialforschung nicht unmittelbar gegeben ist, so ist es doch die Gewalt des totalen Zusammenhangs“ (Behrens 2009, S. 216), die unter den herrschenden Bedingungen des globalen Kapitalismus die Menschen unter Zwang setzt.

Die zentralen Konzepte der kritischen Theorie sind die der Totalität, der Dialektik und der Ideologie. Totalität meint, dass man soziale Phänomene nicht für sich, sondern vor dem jeweiligen historischen und gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang deuten und auf diesen beziehen muss. Dieser allgemeine und umfassende historische Hintergrund ist nicht eindeutig strukturiert, sondern in sich ambivalent. Geschichte bewegt sich nicht linear, sondern in sich widersprüchlich und mithin dialektisch. Fortschritt und Zerstörung von Lebensgrundlagen liegen in der Krise der Moderne eng beieinander. Gesellschaftliche Widersprüchlichkeit erfahren die Menschen entsprechend zwiespältig und folgen gleichzeitig einem ihnen auferlegten Streben nach Normalisierung. Ohne die Möglichkeit der konstruktiven Bearbeitung von Ambivalenzen entwickelt sich bei einzelnen ein Bewältigungshandeln, das sich jenseits der vorgeblich herrschenden Normalität bewegt. Deshalb muss die Gesellschaft vor allem mit den Befindlichkeiten und Verhaltensmustern der Subjekte konfrontiert werden, die aus der Sicht der herrschenden Normalität als abweichend oder pathologisch etikettiert werden. Im Lichte eines widersprüchlichen gesellschaftlichen Hintergrundes können solche Verhaltenskontexte dann neu, jenseits des unmittelbaren Anscheins bewertet und eingeordnet werden.

Die Entgrenzungsdynamiken, Ambivalenzen und verdeckten Widersprüche, die gerade die Sozialpädagogik/Sozialarbeit besonders berühren, machen

soziologische Zugangsweisen notwendig, die solche verdeckten und widersprüchlichen sozialen Konstellationen aufschließen können. Entgrenzungen berühren die Soziale Arbeit vor allem dort, wo im Sozialstaat nationale Folgeprobleme der globalisierten Ökonomie (z.B. Arbeitslosigkeit) zusammen mit fiskalischen Krisen erzeugt werden, die die Lebensbedingungen einer steigenden Zahl von Menschen sowie die sozialen Gestaltungskräfte – und damit auch die Spielräume der sozialen Dienste – einengen. Ambivalenzen und Widersprüche sind bis zur Undurchsichtigkeit miteinander verzahnt, wenn z.B. soziale Ungleichheit zwar sozialpolitisch bekämpft, zugleich von einer liberalistischen Wirtschaftsprogrammatik aber als ökonomische Differenzierungs- und Antriebskategorie genutzt wird. KlientInnen der Sozialen Arbeit werden zugleich effizient behandelt und darin aber auch diszipliniert. Als Erschwerung für eine breite sozialstaatliche Diskussion über soziale Ungerechtigkeit bringt die Globalisierung gesellschaftlich nicht nur sozialstrukturelle, sondern auch normative Brüche hervor. Es hat sich eine neue Gleichzeitigkeit des Gegensätzlichen entwickelt, das nebeneinander herläuft und scheinbar nicht mehr in gesellschaftlichen Konflikten ausgetragen werden kann: Die vom Siegeszug der Digitalisierung angetriebene Globalisierung hat ihre eigene Sprache und Ideologie ausgebildet. Es ist die Programmatik eines digitalen Kapitalismus, der die ökonomische und soziale Welt in ein Punktefeld der Optimierung aufgelöst und darüber eine Dynamik der Macht entfaltet hat, die über die kulturellen und sozialen Traditionen der nationalen Gesellschaften hinweg einen eigenen Kosmos ausbildet (vgl. 4.3 und 4.4). Im sozialwissenschaftlichen Diskurs wird dieser Prozess mit dem Begriff der *Entbettung* beschrieben: Ökonomische Standortentscheidungen und ihre sozialen Folgen werden im weltweit inszenierten Wettbewerb der Unternehmen, Regionen und Kommunen ohne Rücksicht auf lokale Traditionen und soziale Verhältnisse getroffen. Die soziale Welt wird dadurch permanent in Atem gehalten, dem hegemonialen Sog der neuen Bewegungsformeln *Mithalten*, *Marktfähigkeit*, *Machbarkeit* scheint sie nicht entgehen zu können. Die in der Globalisierung beschleunigte Entgrenzung von Raum und Zeit hat den epochalen Kompass des 20. Jahrhunderts unbrauchbar gemacht, ein Magnetfeld aufgebaut, in dem er scheinbar immer wieder unkontrolliert ausschlägt. Die Ausnutzung transnationaler Differenzen gelingt meist nur jenen MigrantInnen, die für das Einwanderungsland ökonomisch interessant oder zumindest nützlich sind. Andere unterliegen Prozessen gesellschaftlicher Schließung und geraten in Zonen der Illegalität.

Das jeweils empirisch-konkret Vorfindbare und darin scheinbar Eindeutige ist unter diesen Bedingungen relativ und erhält erst in der Dialektik der historisch-gesellschaftlichen Rückbindung seine objektive Wirklichkeit. Die Konfrontation mit der gesellschaftlichen Totalität lässt die einzelne soziale Erscheinung in ihrer ambivalenten Entwicklungslogik hervortreten. In diesem Sinne ist auch der Zugang zum einzelnen Menschen zu suchen: Die Subjekte

empfinden und agieren in widersprüchlichen Konstellationen, und die andere Wirklichkeit erschließt sich erst aus der Erkenntnis ihrer widersprüchlichen und darin verdeckten historisch-sozialen Konstellation: Wenn Sozialhilfe-EmpfängerInnen dazu neigen, schon in den ersten zehn Tagen des Monats einen großen Teil ihres Geldes auszugeben, kann ihnen dies als mangelnde Planungskompetenz und Selbstkontrolle angelastet werden. Vor einer widersprüchlichen gesellschaftlichen Hintergrundkonstellation erkennen wir dahinter überfordernde Konflikte: Sie sind Arme in einer reichen Gesellschaft, in einer Wohlfahrtsgesellschaft, in der Armut in einer Form sozial reguliert ist, dass Arme nicht nur keinen Status haben, sondern sich so inszenieren müssen, als könnten sie mit den anderen mithalten. Das verbleibende Medium der Teilhabe in dieser reichen Gesellschaft ist für sie der – wenn auch noch so begrenzte – Konsum. In kaum öffentlich thematisierten Konflikten bewegen sich auch Arbeitslose, die in einer Gesellschaft, die Selbstwert und Status zentral über Arbeit definiert, trotz Qualifikation keine Arbeit bekommen, in ihrer Existenzsicherung unter Druck geraten und zusätzlich negativ sanktioniert werden, wenn sie nicht aus eigener Kraft ihre Lage verändern. Arbeit ist Teil der gesellschaftlichen Widersprüchlichkeiten, die es Menschen verwehren, zu ihrem vollen Menschsein zu gelangen: Es wird ihnen dadurch vorenthalten, dass Menschsein allein über Arbeit (und nicht auch als bestimmt zur Muße und Freiheit von belastender Arbeit) definiert wird und sie gleichzeitig zu Opfern einer Gesellschaft macht, die trotz wirtschaftlichen Wachstums immer weniger gut organisierte und entlohnte Arbeit anbietet. Den Betroffenen selbst bleibt diese widersprüchliche Struktur unbewusst. Wenn sie sich den Erfahrungen von Ausgrenzung und Entwertung nicht in offenem Widerspruch stellen können oder konstruktive Lösungen bereitstehen, bleiben ihnen nur Selbstentwertung, lähmende Verdrängung der inneren Konflikte oder aggressive Abspaltungen. Die Artikulation und Veröffentlichung von Erfahrungen und Anhaltspunkten, in denen sich diese Konflikte und der eingeschränkte Status von Hilfe-EmpfängerInnen manifestieren, ist daher für alle Beteiligten ein risikoreiches Unterfangen.

In der Kritischen Theorie ist ein zwingendes Gebot zur Selbstreflexivität enthalten. In diesem Sinne ist sie Ideologiekritik. Indem sie die geistigen Ausdrucksformen der kapitalistischen Gesellschaft – ihre sozialen Ideen, normativen Ordnungen und Legitimationen – mit den ihr gegenläufigen immer wieder verdeckten sozialen Tatsachen von Ausbeutung, Ausgrenzung und Entwertung konfrontiert, zeigt sie nicht nur auf, wie sich diese Manifestationen von der sozialen Wirklichkeit entfernt haben, sondern auch, wie solche Manifestationen ihr zuwiderlaufende Erfahrungen nicht mehr zulassen, verschleiern. Die Kritik steigert sich zur negativen Dialektik, wenn sie feststellt: Auch „befreiende Alternativen werden vom Räderwerk der Industrie verschluckt“ (Horkheimer/Adorno 1969, S. 123). Oder anders: Der Kapitalismus vermarktet heute die Bekämpfung der Probleme, die er selbst erst verursacht hat. Dafür werden von der kapitalistischen Kulturindustrie

Techniken entwickelt, die bei den Individuen entsprechende Bedürfnisse erzeugen, so dass sie sich in einer entfremdeten gesellschaftlichen Situation wohlfühlen können: „Die Gewalt der Kulturindustrie (zeigt sich) in ihrer Einheit mit dem erzeugten Bedürfnis [...], nicht im einfachen Gegensatz zu ihm“ (ebd.). Wie sehr diese kritische Erkenntnis in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation zu Anfang des 21. Jahrhunderts weiter und noch subtiler zutrifft, werden wir später (vgl. 13.5) behandeln.

In ähnlich umfassender Perspektive, aber auf seinen Ansatz „eines radikalen Konstruktivismus“ aufbauend, untersuchte Michel Foucault das gesellschaftliche Phänomen der „Diskurse“ nach den „in sie eingebauten Machtstrukturen“ (Gehring 2007, S. 19). Diskurse sind Denk- und Kommunikationssysteme, die ihre Sicht auf Ereignisse und ihre Interpretationen auch praktisch durchsetzen. Differenziert betrachtet kann man sie als „Summe institutionalisierter und interpersoneller ‚Texte‘ und Dialoge (verstehen), und diese wieder als konkrete bedeutungstragende soziale Handlungen, als Einzelfälle einer sozio-kulturellen, politischen und ideologischen Praxis, die gesellschaftliche Systeme und Strukturen bestimmen“ (Matuschek u.a. 1995, S. 45). In ihnen bildet sich der Wandel gesellschaftlicher Machtmuster bis hin zu modernen Formen der Disziplinierung ab, die in alle Lebensbereiche einziehen, indem sie unsere Bilder vom Menschen und Möglichkeiten der Regulierung unserer Lebensbedingungen von Grund auf mitbestimmen. So haben sich seit dem 19. Jahrhundert bis heute Machtformen entwickelt, die darauf ausgerichtet sind, Leben nach rationalisierten, messbaren Prinzipien zu optimieren. „Gemeint ist nicht einfach eine verkehrte Ethik, sondern eine neue Ökonomie der Wertsteigerung und der Qualitätsverbesserung, die auf biologische Indiennahme des Einzelkörpers im Zeichen der *public health* und der Qualität der Reproduktion hinausläuft, aber keineswegs nur auf Repressionen, sondern auch auf ein neues System von Angeboten und Chancen“ (Gehring 2007, S. 21 f.). Es fordert von den einzelnen an den eigenen Fähigkeiten und der Steigerung seiner/ihrer Lebenskräfte zu arbeiten. Diese gehen – strukturell – eine Verbindung mit Herrschaftsformen ein, sodass sich eine Form des Regierens entwickeln kann, die auf Selbstregulierung abzielt. „Man muss die Wechselwirkung zwischen diesen beiden Technikformen – Herrschaftstechniken und Selbsttechniken – untersuchen. Man muss die Punkte analysieren, an denen Herrschaftstechniken über Individuen sich der Prozesse bedienen, in denen das Individuum auf sich selbst einwirkt. Und umgekehrt muss man jene Prozesse betrachten, an denen die Selbsttechnologien in Zwangs- und Herrschaftsstrukturen integriert werden.“ (Foucault zit. Nach Lemke 2000, S. 264) Für die Soziale Arbeit folgt z.B. daraus, dass sie auch ihre eigenen Diskurse, einschließlich der Selbstäußerungen der KlientInnen, ihre professionellen Interpretationen und die an sie herangetragenen gesellschaftlichen und institutionellen Anforderungen kritisch nach ihren unterschiedlichen Zwecken und Machtasymmetrien zu befragen hat (vgl. White 2007, Kessl 2010).

2.2 Historisch-soziologische Ansätze

Die moderne Sozialpädagogik/Sozialarbeit hat sich mit und in der Industriegesellschaft entwickelt. Ihre je gegenwärtige Situation baut nicht nur auf den vorgängigen Entwicklungskonstellationen auf, diese scheinen auch immer wieder durch und verweisen auf historische und gesellschaftliche Bedingtheit der Sozialen Arbeit. In ihrer historischen Rekonstruktion des Gegenwärtigen verweist die historisch-soziologische Methode auf nicht eingelöste gesellschaftliche Ziele: Sie „ist der Erinnerung dessen mächtig, was mit dem heute täglich zu Verwirklichenden und tatsächlich Erreichten einst intendiert war“ (Habermas 1978, S. 303). Wenn wir von der *Historizität* sozialer Phänomene sprechen, dann ist das Historische nicht das Vergangene, sondern der je epochale, raum-zeitlich bestimmbare Kontext einer Entwicklung des Sozialen. „Wenn man davon ausgeht, dass frühere Ereignisse und Strukturen spätere Ereignisse und Strukturen ‚beeinflussen‘, so ist dies weder deterministisch oder notwendig noch absolut zufällig der Fall“. Es geht vielmehr um das Erkennen „strukturierter Möglichkeiten und Chancen“ (Schützeichel 2009, S. 280).

Historisch-soziologische Analysen haben mit dem Aufstieg des neuen Kapitalismus und seiner Entgrenzungsdynamik zu Anfang des 21. Jahrhunderts wieder an Bedeutung gewonnen. Dass dies lange Zeit nicht so war, hängt mit der wissenschaftspolitischen Entwicklung der Soziologie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zusammen. Volker Kruse (1994) machte in diesem Zusammenhang auf zwei Einschnitte aufmerksam: Zum einen darauf, dass die Protagonisten der historisch-soziologischen Richtung der 1920er Jahre angesichts des Hitlerfaschismus emigrieren mussten und sich im Ausland nicht schulbildend weiterentwickeln konnten. Zum anderen wurde in den 1950er und 1960er Jahren in West-Deutschland die amerikanische Soziologie disziplinführend. Sie bestach durch ihren Anspruch, auf der methodologischen Grundlage der Verbindung von theoretischen Gesetzmäßigkeiten und empirischer Sozialforschung eine „überzeitliche“ strukturfunktionale Theorie der modernen Gesellschaft aufzubauen, die von historischen Hintergrundannahmen und -relativierungen abstrahieren konnte. Wissenschaftssoziologisch und darin auch historisch-kritisch betrachtet fällt also die disziplinäre Hauptphase dieser sich positivistisch verstehenden Soziologie in eine Zeit, in der die Struktur der industriekapitalistischen Moderne gefestigt und epochal so weitreichend schien, dass man glaubte, sie als System aus dieser historisch-epochalen Struktur abstrahieren und kausalbegrifflich sezieren begründen zu können.

Karl Mannheim (1964) hat in den 1920er Jahren mit seinen „*Principia media*“ ein Strukturkonzept für die historisch-soziologische Analyse herausgearbeitet, mit dem sich Entwicklungspfade und Magnetfelder der Entwicklung einer Gesellschaft bzw. gesellschaftlicher Bereiche bestimmen lassen. *Principia media* erfassen epochale Grundmuster, die so viel Aus-

strahlungskraft haben, dass sie unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche – Soziales, Ökonomie, Kultur – durchdringen und binden. In ihnen lassen sich Entwicklungen bündeln, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges aufeinander beziehen. Für eine historische Einordnung der Sozialpädagogik/Sozialarbeit kann das Problem der *sozialen Integration* als ein solches Principium medium gelten. Unter dem Begriff der Integrationsproblematik stellen sich Fragen wie: Was hält die Gesellschaft zusammen, wie wird individuelle Zugehörigkeit hergestellt, welcher Art sind die dafür bedeutsamen Strukturen und Prozesse und welchen Ort hat hier die Soziale Arbeit? In unterschiedlichen Integrationsmechanismen entfalten sich gesellschaftlich widersprüchliche Funktionen und setzen Bedingungen und Chancen sozialpädagogischer Interventionen.

Emile Durkheim fasste die Integrationsproblematik der industriekapitalistischen Moderne zu Ende des 19. Jahrhunderts in die Schlüsselbegriffe „organische Solidarität“ und „mechanische Solidarität“ (Durkheim 1988). Im Unterschied zur mechanischen Solidarität bindet die organische Solidarität die Individuen nicht direkt an die Gesellschaft, sondern sie integriert sie über arbeitsteilig organisierte Tätigkeitsbereiche, primär im Modus der Erwerbsarbeit. So entsteht ein Netz abstrakter wechselseitiger Abhängigkeiten. Die Arbeitsteilung ist zwar auf Integration ausgerichtet, setzt aber zugleich fortlaufend Probleme sozialer Desintegration frei. Durkheim kann systematisch aufzeigen, wie die Arbeitsteilung in ihrer Freisetzungsllogik der *Individualisierung* (vgl. 5.7) die Lebensbereiche der Menschen immer stärker auseinander dividiert, sie aber gleichzeitig – in abstrakter gegenseitiger Abhängigkeit – stärker aufeinander angewiesen macht. Die daraus resultierenden Integrationsprobleme erweisen sich als ein Dauerphänomen der industriekapitalistischen Moderne. Ulrich Beck knüpft an diese Perspektive an, wenn er in den 1980er Jahren die Individualisierung als einen „historisch widersprüchliche[n] Prozess der Vergesellschaftung“ verstanden wissen will (Beck 1986, S. 119, vgl. 5.7). Die in diesem Prozess freigesetzten konkreten unmittelbaren Abhängigkeitsbeziehungen, wie Fürsorge und Pflege, werden aber – so die feministische Kritik – in diesem Konzept übergangen.

2.3 Das Ethnomethodologische Paradigma

So wie wir gesellschaftliche Entwicklungen nur aus der Geschichte heraus verstehen können, um zu ihren Strukturmustern zu kommen, ist das soziale Handeln der einzelnen Menschen erst aus den Daseins-Bedingungen seiner Alltäglichkeit zu erschließen. Die *ethnomethodologische* Perspektive, die wir in diesem Sinne hier ebenfalls als kritischen soziologischen Ansatz einführen, könnte man auch als „Soziologie des selbstverständlichen Alltags-handelns“ bezeichnen. Bei ihrer Entstehung wandte diese sich kritisch ge-

gen die strukturfunktionalistische Soziologie der 1950er und 1960er Jahre (vgl. Garfinkel 1967) und fragte, wie sich Gesellschaft im Alltagshandeln immer wieder neu herstellt und im subjektiven Erleben spiegelt und verändert. Insofern spricht man auch von der Ethnomethodologie als einer „Theorie des Verstehens“, die danach fragt, „wie Menschen ihre soziale Welt wahrnehmen und sinnhaft aufbauen, und ihre Antwort lautet: Die Menschen wenden bestimmte Verfahren an, die Strukturen, die sie selbst fortlaufend schaffen, als erklärbar darzustellen“ (Abels 2009, S. 87).

Alltag und *Normalität* sind Schlüsselbegriffe des ethnomethodologischen Ansatzes. Alltag wird als die Sphäre des Erlebens und Handelns, als Ereignisbereich des täglichen Lebens, als jedermann verfügbare Wissensform (Alltagswissen), den entsubjektivierten Zweckwelten der Institutionen gegenüber gestellt. Die Alltagstheorie kann somit als Institutionenkritik formuliert werden. Die Alltagsnormalität wird als Grundwelt des Selbstverständlichen empfunden, die nicht mehr thematisiert werden muss (vgl. Berger/Luckmann 1972), weil sie in „Vertrautheit“ (vgl. Grathoff 1991) eingebunden ist.

In der kritischen ethnomethodologischen Diskussion ist allerdings auch deutlich geworden, dass die Selbstverständlichkeiten der Grundwelt eben nicht so selbstverständlich sind. So hat Garfinkel (1967) die sozialen Umstände und Konstellationen in den Vordergrund gerückt, in denen sich Menschen interpersonal völlig erwartungswidrig verhalten. Situationen, in denen anderen signalisiert wird, dass es dieses gemeinsame Wissen so selbstverständlich gar nicht gibt, sondern dass man sich darüber entweder konfliktreich verständigen muss oder Verstehen unmöglich wird. Die Tücke des Alltags besteht darin, dass er ein Nebeneinander von sozial konstruktiven und sozial destruktiven Elementen im Sinne der Erweiterung oder Verengung von Lebensperspektiven enthält, auf die situativ unterschiedlich zurückgegriffen werden kann.

In einer Kritik des Alltagslebens wird herausgestellt, dass der Alltag gleichwohl einen zentralen Bezug zur Gesellschaft hat. Die alltägliche Grundwelt ist so etwas wie der „soziale Kitt“ (Leithäuser 1978) der Gesellschaft und hat eine entsprechende Integrationsfunktion. In dieser gesellschaftlichen Wechselwirkung kann der Alltag aber auch verarmen, indem er zunehmend in den Verwertungszusammenhang und Verwertungszwang des Kapitals gerät. Die Grundwelt des Alltags wird dadurch entleert, verkommt zu Ritualen und Klischees. Die Kritik zeigt, wie unsere Alltagswelt voll von gesellschaftlichen Widersprüchen ist, und wie selbstverständlich von uns erwartet wird, dass wir diese Widersprüchlichkeit individuell bewältigen und versuchen, ein normales Alltagsleben zu führen. Normalität lebt aber nicht nur von der Vertrautheit des Selbstverständlichen, Geteilten und Wiederkehrenden, sondern auch von der „konstitutive(n) Fähigkeit zur Typisierung“ (Grathoff 1991, S. 346). Typisierung bedeutet, dass die Menschen dazu tendieren, um der Selbstverständlichkeit und Vertrautheit willen dingliche

und soziale Phänomene weniger nach ihrer inneren Struktur und Logik (wie bei der wissenschaftlichen Typisierung), sondern gemäß den Bedingungen der Aufrechterhaltung von Normalität zu typisieren. Auch die Dimension der Typisierung hat ihr Doppelgesicht: Über Typisierungen werden Menschen verglichen, bewertet, der eigenen Gruppe als zugehörig empfunden oder sozial ausgeschlossen. Gerade die Sozialpädagogik/Sozialarbeit hat es mit Opfern solcher alltäglichen Typisierungen und Etikettierungen zu tun, kommt aber selbst immer wieder in Zwänge und Widersprüche von verschiedenen alltagsbezogenen und möglichen wissenschaftlichen Typisierungen, wenn sie ihre KlientInnen in „Fälle“ einordnen muss (vgl. 8.2).

Zum einen will die Soziale Arbeit das „Verstehen“ des Alltagshandelns ihrer KlientInnen in der Fallarbeit zum methodischen Mittelpunkt machen. Wenn sie nach den hinter dem Verhalten liegenden Antrieben, subjektiven Bedeutungen und versteckten Botschaften sucht, kann die soziologische Ethnomethodologie aufklären, wie die soziale Wirklichkeit einer Person oder einer Gruppe in ihrem ethnischen und/oder milieugebundenen Kontext von den Menschen „gemeint“ ist. Zum anderen kommen die PraktikerInnen selbst aus eigenen Welten, die eben nicht direkt, sondern über Organisations- und Professionskulturen zu den KlientInnen hin vermittelt sind. Insofern können ethnomethodologische Zugänge jene Selbstreflexivität vermitteln, die immer vor allem dort gebraucht wird, wo die Sozialpädagogik/Sozialarbeit sich in „andere Welten“ begibt, die zudem meist verdeckten Machtbeziehungen unterliegen. SozialarbeiterInnen müssen hier zuerst die Welt der KlientInnen vor Abwertung und Indienstnahme schützen. Wenn z.B. in der Stadtentwicklung und Gemeinwesenarbeit bürgergesellschaftliche Projekte initiiert werden und man sich beklagt, dass trotz allen guten Willens die Bevölkerung eines sozial randständigen Stadtteils wieder einmal außen vor geblieben ist bzw. Probleme und Wünsche einbringen wollte, die nun gar nichts mit der Projektidee zu tun haben, dann dominiert hier nur eine Sicht: Die aus der Mittelschicht stammende Initiativgruppe war an einer ‚effektiven‘ Planung und Organisation des Bürgerprojekts orientiert. „Effektivität als Modus, möglichst viel in kurzer Zeit zu beschließen, scheint für die BewohnerInnen [...] nicht im Vordergrund zu stehen. Der Begriff der Effektivität verführt vielmehr dazu, ihr Engagement als ineffektiv zu beschreiben, zu fragen, wieso sich die BewohnerInnen [...] überhaupt engagieren? Um ihre Form von Engagement zu beschreiben und zu verstehen, wieso sie sich auf die beschriebene Art engagieren, sind andere Begriffe notwendig“ (Munsch 2003, S. 268). Zunächst könnte man feststellen, dass diese Gruppe aus den Spielräumen und Verwehrungen ihrer Lebenslage (vgl. 6.2) heraus agiert. Da diese von beständiger Ungewissheit bestimmt ist, erscheint ihr Verhalten und Handeln eher situativ als planerisch, eher direkt als vermittelt und eher typisiert als differenziert (vgl. Esser 2001). Sie entwickeln für sich einen signifikant anderen Kommunikations- und Verständigungsmodus. Es sind erzählte alltägliche Bewältigungshand-

lungen, die sich vor allem auf die prekären Lebensbedingungen beziehen lassen, die sich für sie in der Gruppe der Gleichbetroffenen sozial verdichten und so – wenn auch immer noch unvermittelt – zu Interessen werden. Aus ihrer Lebenssituation heraus haben sich soziale Praktiken entwickelt, „embodied practices“ (Garfinkel 1967), deren man sich im alltäglichen Handeln verständig versichert. So bringen sie einen festen inkorporierten Rahmen von Hintergrunderwartungen mit, die es zu verstehen und auch vor Abwertung und Nicht-Anerkennung zu schützen gilt. So wie sich diese Interessen aber in einem anderen (gesellschaftlich unterlegenen und deswegen als unwegreich bewerteten) Kommunikationsmodus entwickeln, spiegeln sie das Wissen über die eigene Lebenslage und die Widerständigkeit angesichts geringer Chancen zur Einlösung von Ansprüchen wider. Ihre eigenen Inhalte, ihr Erfahrungswissen über die Grenzen und Chancen der Umsetzung sind schon an dieser Stelle blockiert. Ein Verständigungsprozess verlangt, hinter die scheinbar überlegene Form der Interessenformierung zurückzugehen und sich auf andere Perspektiven, Handlungsoptionen u.U. auch Interessenkonflikte einzulassen. Dabei muss sich ein ethnografisches Vorgehen den Dimensionen von Ausgrenzung – rassistisch-ethnisierenden Zuschreibungen, geschlechts- und klassenspezifischen Diskriminierungen und den damit zusammenhängenden, oft aber verdeckten Hierarchiebildungen – stellen. Diese lassen sich aber erst in der ethnografischen Untersuchung von „situierten Problematiken“ (Binder/Hess 2011, S. 49) im Alltagshandeln der Betroffenen erfassen. Denn die Prozesse der Diskriminierung verlaufen am jeweiligen Ort, innerhalb von Institutionen und in unmittelbaren Interaktionen jeweils anders. An einer deutschen Hauptschule – um ein weiteres Beispiel zu bringen - wirken sie in Verbindung mit scheinbar neutralen, individuell verliehenen Leistungsnachweisen. „Obwohl eng mit Ethnizität und Geschlecht verbunden, sind klassenbedingte Ausschlussmechanismen für SchülerInnen deutlich schwerer zu erfassen. Diese erstaunliche Sprachlosigkeit im Angesicht der Allgegenwärtigkeit des Klassengefüges lässt sich nur mit der Verschleierung sozialer Diskriminierungen innerhalb des Schulsystems begreifen, das selbst auf Prozessen sozialer Selektion basiert. [...] Auf sozialer Klasse basierende Ungleichheitserfahrungen sind den SchülerInnen jedoch weniger zugänglich als rassistische oder sexistische Diskriminierungen, deren Wirkungen sie bewusster wahrnehmen und entsprechend leichter beschreiben können“ (Wellgraf 2011, S. 138f.). In diesem auf teilnehmender Beobachtung basierenden Beispiel werden sie eher vermittelt über Angst vor Scheitern oder Wut über die Abhängigkeit von der Sozialhilfe sichtbar. Ungleichheitserfahrungen beinhalten auch Formen der diskriminierenden Selbstzuschreibung wie der Abgrenzung untereinander, die sich z.B. sexistischer und ethnisierender Aktionen bedienen – sogar manchmal gleichzeitig mit widerständigen Haltungen, subversiven Praktiken und aktiven Umdefinitionen der Situation (vgl. ebd.).

Eine erweiterte herausfordernde Wendung haben diese Probleme im Kontakt zwischen westeuropäischen hegemonialen Lebens- und Politikformen einerseits und postkolonialen (Migrations-)Welten andererseits genommen. Sie münden in die Frage, wie sich Lebensformen, Sinn- und Interessenhorizonte im Widerstand zu hegemonialen Problemzuschreibungen und Praktiken überhaupt entwickeln, in der Auseinandersetzung mit den hegemonialen Diskursen eine eigene Sprache und Wege der Selbstvertretung finden können. Die Kritik an der hegemonialen Verfügung und Definitionsmacht über fremde Kulturen stellt zugleich die Strukturen der eigenen Welterfahrung in Frage und damit die gesellschaftlichen Über- und Unterordnungen, die in sie eingeschrieben sind (Spivak 2008).

2.4 Geschlechtertheorie als Kritik

Auch die kritischen feministischen Ansätze, wie sie von der Frauenforschung ausgehen, haben den Anspruch des Allgemein-Gültigen zentraler soziologischer Konzepte in Frage gestellt und um neue Wissensformen und -inhalte erweitert. Die Soziologie pochte jahrzehntelang auf das Prinzip der Geschlechterneutralität und der Allgemeinheit ihrer Aussagen. So ging sie (und geht sie teilweise immer noch) explizit oder meist implizit vom „normalen“ männlichen Lebenszusammenhang aus, ohne ihn zu hinterfragen. Die feministischen Kritiken an den „Mainstream-Sozialwissenschaften“ nahmen vor allem „in den Blick, dass der weibliche Lebenszusammenhang [...], das heißt die sozialen Erfahrungen, politischen Interessen, subjektiven Bedürfnisse, objektiven Widersprüche und spezifischen Konfliktkonstellationen von Frauen, in den von Männern generierten wissenschaftlichen Aussagen über gesellschaftliche Zusammenhänge in Vergangenheit und Gegenwart entweder gar nicht oder nur in verzerrter und die weibliche Genus-Gruppe stereotypisierender Form zur Sprache kamen“ (Dackweiler, 2004, S. 54). Ins kritische Visier ist so die Männerzentriertheit, der Androzentrismus der Sozialwissenschaft geraten, der sich hinter der Behauptung der Geschlechtsneutralität und Universalität sozialwissenschaftlicher Aussagen verbirgt. Neben der Aufdeckung des Androzentrismus ging und geht es der feministischen Wissenschaftskritik vor allem um die „Decouvrierung des Male Bias auf Grund der Einseitigkeit der Erfahrungen männlicher Erkenntnis- und Wissensproduzenten. [...] Diese Kritikdimension greift weit über ein nachträgliches ‚Hinzuaddieren‘ von Frauen hinaus, indem sie die vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Perspektivität markiert, die sich als geschlechtsneutral behauptet“ (ebd., S. 57).

Die Einbeziehung gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse verlangt nach neuen Untersuchungs- und Reflexionsebenen. Zweigeschlechtlichkeit wirkt bis heute als zentrale gesellschaftliche Strukturkategorie, insofern in die Geschlechterverhältnisse gesellschaftliche Widersprüche, Konflikte und

Probleme um die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung eingebunden und damit aber auch bis heute übergangen werden können: Solche Konflikte sind eingelagert in die der Marktförmigkeit entgegengesetzt definierten anderen Qualitäten von Haus- und Versorgungsarbeit. Denn diese verweisen auf die Angewiesenheit von Kindern, Kranken und Pflegebedürftigen, auf Versorgung und Zuwendung und darin auf die soziale Bedeutung der Pflege von Beziehungen als *allgemeinem* gesellschaftlichem Gut. Sie werden als Arbeit von Frauen abgewertet aber gleichzeitig als wichtige Lebensvollzüge idealisiert und eingefordert. Zur biologistisch reduzierten Erbanlage erhoben werden sie als unerschöpfliche Naturressource genutzt oder als selbstverständlich vorhanden angesehen und gehen deshalb auch nicht in den *Mainstream* soziologischer Kategoriebildung ein.

So entgeht dem „geschlechtsneutralen“ soziologischen Blick, dass reduzierende und abwertende Zuschreibungen gegenüber Frauen durch Doppelstandards in der Bewertung weiblicher und männlicher Bezüge ermöglicht und zugleich unsichtbar gemacht werden, die darüber hinaus mit klassenspezifischen und ethnischen Doppelstandards verschränkt und damit vielschichtig und unterschiedlich gerichtet wirksam sind (Intersektionalität). Die Bedeutungen wechseln, je nachdem, ob sie sich auf Frauen oder auf Männer beziehen, ob sie sich auf weiße Mittelschichtfrauen oder Frauen und Männer beziehen, die von einem Zentrum aus auf unterlegene Positionen verwiesen werden. Weibliche Erfahrung wird dabei immer wieder ausgeschlossen, Männlichkeit kann bzw. muss selbst nicht hinterfragt oder erweiternd reflektiert werden und erscheint somit immer wieder vereinseitigend als das Höherwertige und als Angebot für Überlegenheitsgewinne (aber auch als Medium für ethnisierende Abgrenzung gegen Machotum). Der Doppelstandard wird aber auch da nicht überwunden, wo Frauen darüber Macht ausüben „dass sie (gern auch ungefragt) Deutungen abgeben, über sich und andere, mit Vorliebe aber über Männer und ihre Interessen, Motivationen und Beschädigungen. D.h. sie machen diese zu Objekten ihrer mütterlichen Bemühungen, ihnen auf die Sprünge zu helfen“ (Kontos 2008, S. 73).

Für die Sozialwissenschaften folgen daraus mehrere Regeln: einmal sind die Doppelstandards nach Ausblendungen, Entwertungen und verweigerten Rechten hin zu entschlüsseln; methodisch muss der Raum für gegenläufige Erfahrungen und Konfliktdimensionen eigens geschaffen werden. Das heißt aber auch die Soziologie für Fragestellungen und Wissensformen frei zu räumen und eine historisch-kritische Dekonstruktion der männlich-hierarchischen Dominanzformen des Denkens und Handelns zu ermöglichen (vgl. Janshen 1999; Tübinger Institut 2000; Wetterer 1993). Hierarchische Bewertungen und Ausblendungen der Realität setzen sich fort, wenn man vom wissenschaftlichen Diskurs auf die professionelle soziale Praxis schaut. Daraus ergibt sich als methodische Regel, dass auch hier immer wieder eine Offenheit für die nicht thematisierbaren widersprüchlichen, entwerteten und scheinbar nicht in die Welt passenden Erfahrungen hergestellt werden muss.

Allerdings: Auch der akademische Feminismus ist nicht frei von dieser Hierarchisierung und Abschottung gegenüber dem Alltagswissen und der Alltagspraxis von Frauen in unterlegenen Positionen oder aus anderen sozio-kulturellen Milieus und geopolitischen Regionen. Deswegen ist es wichtig, die unterschiedliche Gewordenheit von Positionen zu erkennen und eine angemessene Übersetzung auch für die Geschichte dieser Gewordenheit und die ihr innewohnenden Konflikte zu finden (vgl. Gutiérrez Rodrigues 2006).

Grundlegend für eine soziologische Geschlechtsreflexivität und die dabei zu erwartenden Schwierigkeiten und Beharrungstendenzen ist die von uns geteilte These, dass das soziale Dasein von Menschen nicht nur gesellschaftlich vermittelt, sondern auch an ihre jeweilige Leiblichkeit gebunden ist. Dass diese Leiblichkeit einerseits naturgegeben, andererseits nie nur Natur – sondern auch als Natur in unser sozial-kulturelles Verständnis, unser Zusammenleben und unsere Praktiken eingebunden ist. So ergibt die Art unserer Wahrnehmung und die jeweilige kulturelle Interpretation dieser „Natur“ eine Form, die uns als „natürlich“ erscheint, dennoch bis in die seelischen und genetischen Strukturen hinein in sozialen Kontexten erworben und daher Wandlungsprozessen zugänglich ist bzw. diesen unterliegt. Dieses Zusammenspiel von gesellschaftlicher Wandelbarkeit und leiblicher Gebundenheit ist dafür verantwortlich, dass Geschlechterbilder einerseits großen Veränderungen unterliegen, andererseits eine bemerkenswerte Beharrungstendenz aufweisen. Der Zusammenhang zwischen Leiblichem und Gesellschaftlichem ist es auch, welcher das Geschlecht zur idealen psychosozialen Orientierungs- und sozialen Ordnungskategorie hat werden lassen. Das System der Zweigeschlechtlichkeit kommt für manche den personalen Bedürfnissen nach Zugehörigkeit und dem sozialen Bedürfnis nach Ordnung entgegen, weil es sowohl inkorporiert und in der Gesellschaftsordnung verankert ist. Gleichzeitig ist es Quelle von lebenslangen Konflikten im Widerstreit zwischen Eigensinn der Subjekte und der Erfüllung der begrenzenden Zuschreibungen und Verhaltensanordnungen (Bereswill/Ehlert 2010). In dieser Dialektik von Leiblichkeit und Gesellschaftlichkeit ist das Geschlecht also sozialstrukturbildend, kann aber von den Sozialwissenschaften nie ganz erreicht und aufgeklärt werden. Diese wissenschaftliche Kränkung ist es wohl auch, die eine bisher nicht einholbare Leerstelle sozialwissenschaftlicher Theoriebildung und den Widerstand gegen eine Geschlechtersoziologie als Querschnittssoziologie speist.

Das Phänomen der männlichen patriarchalen Macht ist inzwischen von der sozialwissenschaftlichen Männerforschung relativiert worden. Im Paradigma hegemonialer Männlichkeit (Connell 1987; vgl. 3.1) wird thematisiert, dass sich männliche Macht trotz bleibender Dominanzansprüche zunehmend entstrukturiert und die Verfügbarkeit des Mannes im ökonomischen Verwertungsprozess (vgl. Böhnisch 2003) hervortritt. Die mit dem Strukturwandel der Arbeitsgesellschaft verbundene Erosion des Normalar-